

Giuseppe Pitronaci

Wenn eine Kathedrale zu besonders ist

Diese Kirche ist anders. Wer in die Hedwigskathedrale geht, sieht mehrere Räume gleichzeitig. Hans Schwippert entwarf den Innen-Bau, der in seiner Einmaligkeit bis heute fasziniert. Jetzt ist er bedroht.

Die Architekten sollen «mutige Lösungen» anbieten im Wettbewerb. Es geht um die zentrale katholische Kirche Berlins, entstanden im 18. Jahrhundert, im Lauf der Geschichte mehrmals umgebaut, im Krieg zerstört. Das Erzbistum ließ dann aus 84 Stahlbeton-Rippen eine moderne Kuppel bauen, die sich heute noch wie ein Himmelszelt über dem Innenraum spannt. Diesen baute Schwippert danach ganz neu. Darin sieht das Erzbistum jetzt Probleme, für die sie besagte Lösungen sucht, denn es gebe Schwierigkeiten in der modernen Gottesdienstgestaltung – daher der Wettbewerb. Aber die Kirche steht nicht umsonst mit dem Schwippert-Raum unter Denkmalschutz.

Friedrich der Große ließ Berlins erste katholische Kirche nach der Reformation bauen und legte fest, dass sie aussieht wie das Pantheon. Ein runder Zentralbau also – eine Herausforderung, die die Architekten im Innenraum nicht annahmen. Der Altar am Rand, davor parallele Sitzreihen: Man tat so, als sei der Raum axial, nicht rund. 1930 wurde die Kirche Bischofssitz, Architekt Clemens Holzmeister baute sie um, befreite sie von wilhelminischem Prunk und stellte sogar einen gewissen Bezug zum Rundbau her, etwa mit gerundeten Sitzbänken. Der Zweite Weltkrieg machte aus der Kathedrale eine Ruine.

Dann kam die Teilung der Stadt. Die Situation der katholischen Kirche war hier einzigartig: Zum Bistum gehörten West- und Ost-Berlin. Der Sitz des Bischofs, die Kathedrale, lag im Ostteil. Der katholischen Kirche gelang es, eine Spaltung des Bistums zu vermeiden. So war der Bischof zuständig für die ganze Stadt, was keine andere vergleichbare Einrichtung in der geteilten Stadt von sich sagen kann. An drei Tagen im Monat durfte der Bischof die Mauer passieren, um die Gemeinden in Westberlin zu besuchen, ab 1972 an zehn Tagen.

Noch vor Mauerbau ging das Bistum auch in der Architektur einen ungewöhnlichen Weg und gab Hans Schwippert den Auftrag zum Innenausbau. Das Ergebnis: ein Kirchenraum wie kein anderer. Der auch heraus-

forderte und diskutieren ließ. Der dazu aufforderte, sich mit ihm auseinanderzusetzen – wie eine Kirchenarchitektur es sich gewiss nur wünschen kann. Schwippert durchbrach den Boden mit einer runden Öffnung in der Mitte, wodurch Krypta und Oberkirche fast zu einem Raum wurden. Wer den Hauptraum betritt, sieht sich durch die großzügige Öffnung gleichzeitig in die Krypta eingeladen. Dort wurzelt der Altar als Stele, die durch beide Räume ragt und Unter- mit Oberkirche verbindet. Durch die Öffnung führen geschwungene Treppen in die Unterkirche: Hier finden Gottesdienste an den Werktagen statt und man gedenkt der Toten. Geistliche liegen hier bestattet, unter anderem Dompropst Bernhard Lichtenberg, Opfer der Nazis, 1996 seliggesprochen.

Die Symbolik der Architektur ergreift: Die Krypta, Ort des Todes und des Gedenkens, liegt nicht versteckt im Dunkeln, sondern öffnet sich nach oben zum Licht, das durch Kuppelscheitel und Fenster der Oberkirche scheint. Die Altarinsel im oberen Raum steht fast in der Mitte, am Rand der Öffnung. Rechts und links der Öffnung und der Altarinsel die Bänke für die Gottesdienst-Teilnehmenden: es gibt kein Vorn und kein Hinten, die Nähe zum Gottesdienstgeschehen hängt kaum von der Position der Sitzbank ab.

Als Schwippert den Raum baute, diskutierten Katholiken in aller Welt über Liturgie-Reformen. Das Zweite Vatikanische Konzil beschloss 1963 Änderungen in der Liturgie. Schwippert hatte einiges davon vorweggenommen: Das Gottesdienstgeschehen rückte näher an die Gemeinde, die sich um den Altar versammelt. Gleichzeitig hatte der Architekt den runden Zentralbau nicht ignoriert, sondern umarmte ihn gewissermaßen, indem er auf ihn einging und ihn gestaltete. Auch wer sich heute umhört in der Gemeinde, im Gemeinderat, beim Pressesprecher, hört immer wieder: Ja, solch einen Kirchenraum gibt es kein zweites Mal.

Aber aus demselben Umfeld kommen auch Einwände. Der Prediger würde über die Öffnung predigen. Die Akustik sei durch die Öffnung im Boden nicht gut genug. Die Gemeinde würde sich gegenseitig ansehen,

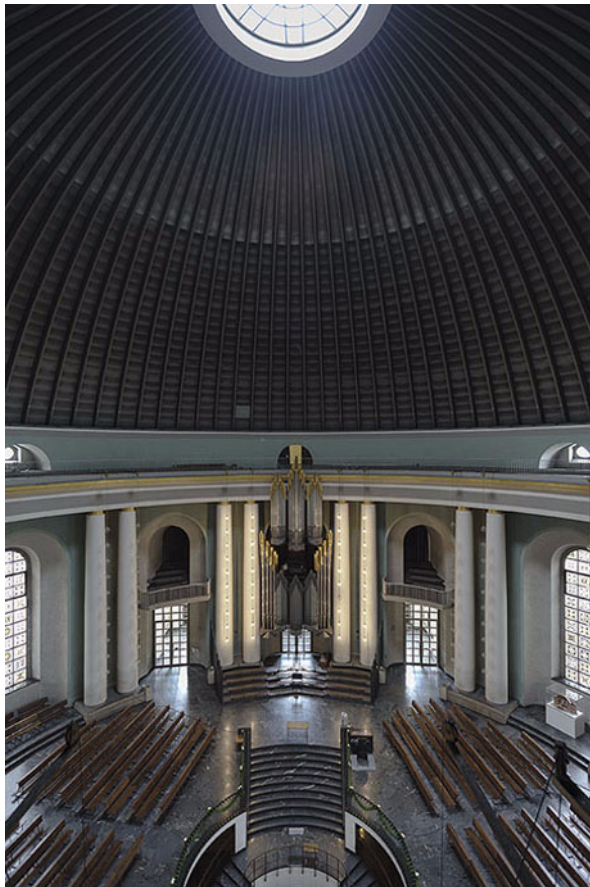


Abb.1: St. Hedwig Berlin, Innenraum. Foto: Andreas Rost, April 2014.

statt zum Pfarrer ausgerichtet zu sein. Die Öffnung würde die Gemeinde teilen. Eine Umrundung des Altars sei schwierig. Durch die Öffnung sei zu wenig Platz für Gottesdienstbesucher. Immer wieder die Öffnung, von manchen «Loch» genannt.

Einwände, denen Kunsthistoriker wie Georg Mörsch widersprechen. Der Professor für Denkmalpflege war als Student Stipendiat des katholischen Cusanuswerks und später dreizehn Jahre Mitglied des Berliner Denkmalrates. Er erinnert daran, dass in kreuzförmigen Basiliken Gemeindemitglieder im Querschiff den Altar auch von der Seite sehen. Dass man in der Hedwigskathedrale den Altar besser umstehen kann als in vielen älteren Kirchen. Dass die Öffnung kein Loch ist, sondern den Blick freigibt zu einem Ort des Heiligen und der Verehrung. Dass zu besonderen Messen in vielen Kathedralen der Platz eng wird. Dass man durch technische Hilfsmittel die Akustik verbessern könnte. Ohne die Schwippert-Architektur zu zerstören.

Das Erzbistum hat in die Jury des Wettbewerbs die Berliner Denkmalbehörde eingeladen. Aber auch Barbara Schock-Werner. Dabei hatte die ehemalige Kölner

Dombaumeisterin in einem Zeitungs-Interview den Innenraum «komplett verhunzt» genannt und von einem «völlig hanebüchernen Loch» gesprochen.

Nicht umstritten ist die Sanierung: Die Kathedrale braucht frische Farbe, neue Technik, Reparaturen. Für das Erzbistum eine Gelegenheit für weitergehende Änderungen. 800 000 Euro sind für den Wettbewerb vorgesehen. Die Gelder für einen Umbau sollen durch Spenden, Stiftungen und staatliche Fördermittel zusammenkommen.

So riskiert das Erzbistum, ein Alleinstellungsmerkmal zu verlieren. Eine Architektur, die auf sensationelle Art Visionen spiegelt aus einer Zeit der Umbrüche, ähnlich wie die protestantische Gedächtniskirche von Egon Eiermann im Westteil Berlins. Zusätzlich erzählt die Hedwigskathedrale vom außergewöhnlichen Weg, den die katholische Kirche während der deutschen Teilung ging. Es böte sich an, die Besonderheiten der Hedwigskathedrale und ihrer Architektur, so wie sie jetzt ist, herauszustellen. Es wäre selbstbewusst, dieses einzigartige Baudenkmal nicht infrageszustellen, sondern im Gegenteil zu würdigen und den Besuchern Berlins zu zeigen.

Autoren

Giuseppe Pitronaci, M. A., hat Erziehungswissenschaft, Latein und Italienische Philologie in Berlin und Rom studiert. In Berlin absolvierte er auch eine Journalistenausbildung. Er arbeitet als freier Journalist, Stadtführer und DJ. Ein Schwerpunkt seiner Arbeit ist die Nachkriegsmoderne.

Andreas Rost, geb. 1966 in Weimar. Studium der Fotografie bei Arno Fischer und Evelyn Richter in Leipzig. Zahlreiche Ausstellungen seiner Werke im In- und Ausland sowie Auftragsarbeiten für *Bauwelt*, *Spiegel*, *FAZ*, Goethe Institut und ifa-Institut für Auslandsbeziehungen. Lebt als Fotograf, Autor und Kurator in Berlin.

Anm. d. Red.: Der Beitrag erschien in leicht veränderter Fassung unter dem Titel «Komplett verhunzt». St. Hedwigskathedrale in Berlin» zuerst in der *Bauwelt* 19.2014, Erscheinungsdatum 16. Mai 2014, und wird hier mit freundlicher Genehmigung der Redaktion und des Chefredakteurs, Boris Schade-Bünsow, erneut publiziert.

Titel

Giuseppe Pitronaci, Wenn eine Kathedrale zu besonders ist, in: *kunsttexte.de*, Nr. 2, 2014 (2 Seiten). www.kunsttexte.de.